

Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645354>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

4. Fortsetzung

Aus Begeisterung und zum eigenen Erstaunen ob etwas völlig Unbegreiflichem hatten sich damals seine Buben-Augen mit Tränen gefüllt, dass er am liebsten losgeheult hätte, wenn er sich nicht so furchtbar vor den andern hätte schämen müssen.

Jener erste Abend im „Freischütz“ wurde für Grossvater Frei das stärkere und leuchtendere Erlebnis als sein eigenes Auftreten als Musiker, obwohl er auch damals die Erregung der stolzen Freude kaum zu bemeistern vermochte. An jenem ersten Abend auf der obersten Galerie des Stadttheaters konnte nur noch etwas in der gleichen himmlischen Eindrücklichkeit herankommen: Trinis erstes Auftreten. Drum musste Grossvater Frei dieses erste Auftreten in genau der gleichen Weise erleben wie damals das Glück als Knabe.

„So weit sind wir noch lange nicht“, unterbrach ihn Trini schüchtern in seinem Schwärmen, „vielleicht wollen sie mich drüben gar nicht in ihrer Metropolitan Oper!“

„Dich nicht wollen...?“ beehrte er entrüstet auf.

Nun ja, sie haben reichere und grössere Sängerinnen als so ein kleines, armes Schweizermäddchen...“

„An Geld und falschen Brillanten reichere vielleicht schon, Trini, aber was bedeutet das? Auch die reichste dieser Damen besitzt keine Stimme wie du. Wenn wir drüben noch tüchtig üben, dann gelingt es. Das schleckt für mich keine Geiss weg, auch keine amerikani-sche!“

Er liess sich in seinem Eifer durch keine Zweifel stören. Er schilderte die Empfänge, den Glanz, die Toiletten, die Festabende, die jedes Auftreten Trinis mit sich bringen werde. Sie werde nach der Aufführung bei den berühmtesten amerikanischen Millionären eingeladen, um als grosse Gunst, die sie verteile, sie allein — nach dem Festmahl eines ihrer kleinsten Lieder zu singen. Dann sei sie reicher und umschwärmer als die reichsten Dollarbesitzer, die sich um sie rissen, denn sie besitze mit ihrer Stimme einen Schatz, den sich niemand mit Geld kaufen könne.

Wer ein solches Geschenk Gottes erhalten habe, der habe damit auch eine Sendung bekommen, einen Auftrag, andere glücklich zu machen. Jedem Künstler werde diese Bestimmung zugewiesen, dem gottbegnadeten Musiker am meisten. Denn was er bringe, das gehe direkt zum Herzen. Und Trini brauche nur den Mund zu öffnen und der goldene Klang ihrer Stimme falle wie Sonnenschein über die Welt, wie lebendiges, himmlisches Glück...

Grossvater Frei begeisterte sich an denselben Worten, die ihm vor Jahrzehnten sein eigener Lehrer am Konservatorium einmal gepredigt hatte. Er wusste es nicht. Er hatte sie inzwischen längst vergessen gehabt. Nun erwachten sie in ihm, als sei ein verborgenes Fach in seinem Innersten aufgesprungen. In kindlichem Glück gab er sie wie Selbsterkanntes, Selbsterdachtes weiter.

Trini unterbrach ihn nicht mehr. Die Freude, die Hoffnung, dass vielleicht nur ein Teil eines solchen Glückes für sie Wirklichkeit werden könnte, riss sie in beglückender Ungewissheit hin und her zwischen Zweifel und Glauben an ihre eigene Bestimmung. Sie gab sich dem Taumel hin, den Grossvaters Begeisterung in ihr entfachte. Sie schloss die Augen und hörte zu und wollte die Märchenwelt wenigstens im Traum einmal miterleben, die ihr der alte Mann unbeholfen, aber in einer unerhörten Farbigkeit erstehen liess.

Und als er endlich schwieg, weil er selbst das Glück solcher Pläne und Bilder nicht mehr in Worte fassen konnte, als Trini ihre Augen wieder öffnete, da hatte der Wind die niedern Wolken zerrissen. Ihre hellen Schwaden trieben wie Rauch in langen Strichen davon. Zwischen ihnen war ein tiefschwarzer Himmel aufgegangen, an dem das volle Mondviertel funkelnd neben wenigen leuchtenden Sternen stand.

Silberlicht floss in die Wogen hinunter und glitzerte auf den Wellenkämmen, die vom fernen dunklen Horizont herzukommen schienen und weiter und weiter fluteten, einer unsichtbaren Zukunft entgegen, welche für Trini auf einmal das

Geheimnis eines hellen, beglückenden neuen Morgens enthielt.

Sie wandte sich nach Grossvater Frei, nahm den Überraschten in die Arme und küsste ihn ungestüm: „Grossvater... Grossvater...“ Das war alles, was sie sammeln konnte: „Grossvater...“

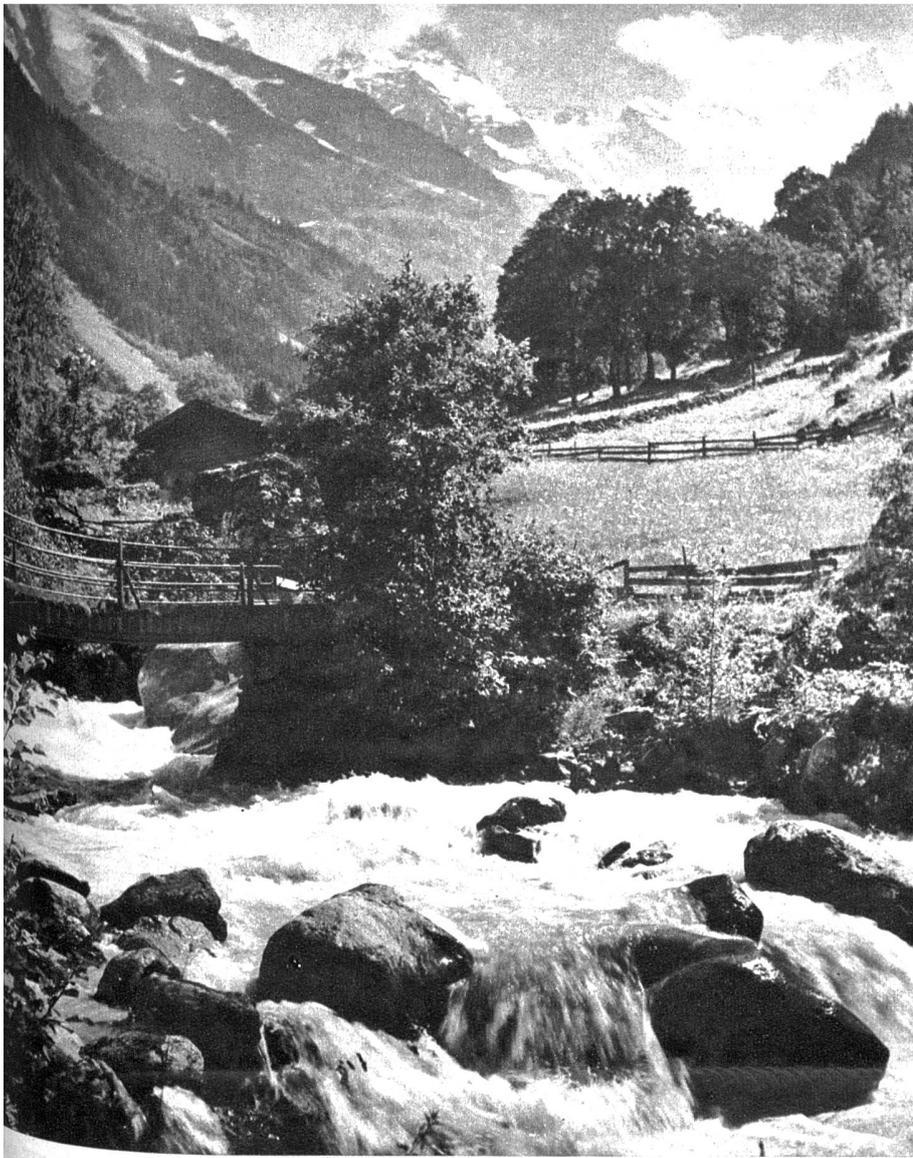
Von weither aus dem Schiffsinnern, aus den Salons der ersten Klasse brachte der Wind leise Töne eines Konzertes — Musik, die so dünn und zerbrechlich klang, wie das silberne Mondlicht, das überall aufglänzte, wo eine Wolke sich hob, das wie Perlen in die Wellentäler rollte, wenn die Woge sich rauschend senkte und brach.

„Stich — Stich — und das und das und das...“

Die Faust mit den Karten knallte auf den Tisch. Die andern Spieler schoben ihre verlorenen Trümpfe misstrauisch hin. Schmidlins Ruedi, der Rothaarige, liess sie liegen, bis er seinen letzten Stich ausgespielt hatte. Dann rückte er den Gewinn mit breiten, derben Händen vor sich zusammen und begann ihn grinsend zu zählen. Er hatte ein klingendes, harmloses Lachen auf seinem breiten Schweizergesicht, über dessen niederer, durchfurchter Stirne die kupfernen Haare sich widerspenstig scheideln liessen. Fremd und ungewohnt wirkten die beiden tief eingegrabenen Falten, die sich links und rechts von der Nase in die glattrasierten Backen schnitten. Sie verrieten, dass Schmidlin bereits verschiedene Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt und den Aufdruck, den das Land jedem nach kurzer Zeit einprägt, erhalten hatte.

Schmidlins Ruedi war einmal Bäcker gewesen und als solcher nach Amerika ausgewandert. Er hatte sich im Westen herumgetrieben, in den Städten Kaliforniens gearbeitet, war während einer verdienstlosen Zeit auf eine Farm geraten. Weil er aber auf all den Fahrten den Bauernsohn nie abgelegt hatte, hängte er nun den Bäckerberuf an den Nagel und wurde Farmer. Bei einer Familie norddeutscher Auswanderer im Staate Iowa fand er eine gute Stelle, in der er sich bald daheimfühlte. Die aufrechten, wortkargen Männer erinnerten ihn an seine Kameraden im Waldenburgerthal. Da er im Sinne hatte, Farmer zu bleiben, bald einen kleinen Hof auf eigene Faust zu führen, kehrte er nach der Schweiz zurück und holte sich eine Frau. Er hatte sich seiner Jugendliebe erinnert, an die kleine, zähe, schaffige Ida Senn. Nun befand er sich mit ihr auf der Rückreise nach den weiten Ebenen jenseits des Mississipi.

Die junge Frau hatte am ersten Tag Mutter Bigler und Trini schüchtern gefragt, ob sie sich für die Fahrt über das grosse Meer ihnen anschliessen und ein Bett in ihrer Viererkabine belegen dürfe. Sie folgte gerne allen Anweisungen Trinis und da sie sich auf dem Schiff nie recht wohl fühlte, leistete sie Mutter Bigler Gesellschaft, streckte sich tags-



An der weissen Lutschine im Lauterbrunnental

über auf dem schmalen Bett aus und
ass und trank gehorsam alles, was Trini
anordnete.

Der kleine, derbe, breitschultrige Ruedi
mit seinen blauen lachenden Augen hatte
inzwischen unter den Männern umge-
sehen. Er kam sich neben dem naiven
Peter als Weltreisender vor, überquerte
er doch den Atlantischen schon zum
dritten Mal. Er war rasch für ein Karten-
spiel zu haben zum Zeitvertreib, nicht
aus Leidenschaft. Mit Peter verstand er
sich vorzüglich, während er die beiden
andern Gesellen, den öligen Stanislaus
Pratschinsky und den quecksilbrigen
Guerino Piantini lieber gemieden hätte.
Doch da man zu einem richtigen Jass am
besten zu viert war, ertrug er sie, obwohl
Peter mehr als einmal besänftigen und
einen offenen Streit zwischen Schmidlin
und Piantini verhindern musste.

Auch jetzt begehrte der kleine Italie-
ner wütend auf, als Ruedi seinen Gewinn
schmunzelnd einstrich. In einem mit
italienischen Brocken stark vermischten
Englisch fuhr er über den ruhigen Basel-
bieter her, der ihm in seinem unverständ-
lichen Kauderwelsch, das er sich unter

den Farmern in Iowa angeeignet hatte,
die gebührende grobe Antwort gab.

Piantini, der nur den Sinn der Worte
begriff, schlug mit der kleinen, nervigen
Faust auf den Tisch und brüllte in itali-
enischer Sprache alles, was ihm die Wut
gerade eingab, bis ihm sein Freund Sta-
nislaus mit einem „halt die Klappe“,
den Faden entzweischchnitt.

Piantini duckte sich sogleich. Ein
eigentümliches Verhältnis schien zwi-
schen den beiden zu bestehen, als fürchte
sich der Italiener vor Pratschinsky und
gehörte allen Anweisungen des Polen
wie den Befehlen eines Vorgesetzten.

Er verschluckte auch jetzt wieder
hustend den Rest des Ärgers, stand auf und
verschwand. Schmidlin bestellte noch
einen Becher Bier, den er gemütlich
allein austrank, nachdem Peter und
Pratschinsky sich verabschiedet hatten.
Schmidlin liebte es, bis gegen Morgen
hier zu sitzen, weil er nachher bis gegen
Mittag schlafen durfte und kurz vor dem
Mittagessen ein Frühstück verzehrte,
das ihm in seiner Üppigkeit wie ein Fest-
mahl vorkam.

Ein derart ungestörtes Schlemmer-

dasein, das seinen üblichen Gewohnhei-
ten widersprach, kam ihm als Zeichen
der Freiheit des Weltreisenden vor; vor-
nehm war es, ein Leben, wie es die Mil-
lionäre der Grossstädte jahraus, jahrein
führen mussten, und wie es sich nun auch
einmal der einfache Bauer von Cedar
Rapids gestatten konnte. Er sass am
leeren Tisch, an dem die Karten noch
zerstreut lagen, schlürfte sein Bier in
kleinen Zügen und dachte an nichts. Er
hatte kein Bedürfnis nach Gespräch oder
Unterhaltung. Er genoss die Stunde und
fand das Leben eine herrliche Einrich-
tung, während er seinen Stumpfen an-
steckte, den er sich mit einem Dutzend
weiterer Päckchen durch Zoll und In-
spektion bis in die amerikanischen Ge-
wässer hinübergerettet hatte.

Peter und Pratschinsky schlenderten
durch die blendend hellen Gänge nach
dem vorderen Deck, dessen kleiner, von
Kranen und Rollen, Seilen und Werk-
zeugen verstellter Raum für die Passa-
giere der dritten Klasse reserviert blieb.
Grossvater Frei und Trini hatten sich
kurz zuvor nach der Kabine begeben.
Niemand war mehr zu treffen. Man
konnte ungestört und leise miteinander
sprechen.

Pratschinsky nahm das Thema wieder
auf, das er seit zwei Tagen mit Peter
eifrig bearbeitete: er kannte sich in den
armen Einwanderervierteln Neuyorks
genau aus. Er wusste, welche wenig er-
freulichen Aussichten auf einen jungen,
des Landes unkundigen Fremden war-
teten. Er selbst habe eine harte Lehre
damals mitgemacht, als er seinerzeit zum
ersten Mal in dieses gelobte Land ge-
kommen sei. Er grinste spöttisch: gelobt
sei das Land ja nicht besonders, solange
man es nicht selbst dazu mache und
dafür seien die augenblicklichen Verhält-
nisse bedeutend günstiger als zu seiner
Zeit...

„Wegen der Prohibition?“ wagte Pe-
ter einzuwenden, denn soviel hatte ihm
Pratschinsky am Abend zuvor berichtet.

„Richtig geraten“, grinste der Pole.
Und er erging sich in langen, gewunde-
nen, glatten Ausführungen über die von
wenigen geahnten Möglichkeiten, rasch
und sicher Geld zu verdienen, die die
Prohibition in den Grossstädten geschaf-
fen habe — wenn man, das war das
Wichtigste — wenn man erstens die nö-
tigen Beziehungen besitze, die in Ame-
rika immer verlangt werden, ob man nun
sein Office an der schmutzigen Mulberry-
street oder in einem eleganten Wolken-
kratzer der Wallstreet einrichte, das sei
gehüpft wie gesprungen, er, Pratschins-
ky, besitze eben solche Beziehungen...

Er schlürfte die Luft unter der Zunge
in den breitlippigen Mund. Das Geräusch
ekelte Peter, aber er schob den Eindruck
beiseite und lauschte gespannt, was der
Pole weiter erzählte: wie er einem an-
dern, der ihm sympathisch sei, die eigene
Lehrzeit schon ersparen würde, er selbst
habe damals schliesslich auch den richti-

gen Freund getroffen und von jenem Tag an sei es mit ihm aufwärts gegangen. Allerdings besitze er eben auch die zweite unerlässliche Voraussetzung: Courage. Rücksichtsloser Mut gehöre dazu und keine Limonadenseele. Er warf einen Blick nach Peter, den dieser genau spürte, ohne ihn in der Dunkelheit zu sehen. Er fühlte sich gekränkt, da der andere an seinem Mut zu zweifeln schien. Schon hatte er es auf der Zunge, stolz zu berichten, dass er bereits einmal als grüner Junge hinter Schloss und Riegel sass, dass er seine Papiere fälschen musste, um nur bis hierher zu kommen, dass ihm also auch ein Pratschinsky etwas Rechtes zutrauen dürfe.

„Nun, auf diesem Gebiet kann ich mit allerhand aufwarten“, begann er pröchtig, unterbrach sich jedoch selbst erschrocken, da es ihm im gleichen Augenblick eiskalt über den Rücken lief, er sei daran sich zu verraten, ehe er die letzte Kontrolle, die es bei der Einfahrt bestimmt geben musste, überstanden hätte. Dazu kannte er den Polen viel zu wenig, um ihm derart wichtige Dinge anzuvertrauen. Wenn der Kerl ein Geheimgang wäre...? Obwohl er ihm gerne einen Schlag für die Limonadenseele versetzt hätte, schwieg er vermissen. Er unterdrückte den Widerwillen, den Hass, der gegen Pratschinsky in ihm aufzischte, ebenso gründlich, wie er den Wunsch zu plaudern soeben unterdrückt hatte.

Pratschinsky tat übrigens so, als beachte er es gar nicht, dass Peter seinen angefangenen Satz nie zu Ende redete. Nach kurzer Zeit eines Missmutes meinte er wohlwollend verächtlich: „ich weiss, ich weiss — auch ein Schweizer ist nicht unbedingt aus Milchschokolade hergestellt. Man hat wohl daheim das und jenes geleistet, sonst würde man gar nie ans Auswandern gedacht haben... hehe... Hier allerdings genügen kleine Dinge wie „das und jenes“ nicht mehr.“

Zum mindesten könne sich Peter glücklich schätzen, dass ein Stamms Pratschinsky — man nenne ihn unter Pfarrkindern übrigens einfach Prat — Gefallen an ihm gefunden habe. Mit Zeit und Gelegenheit werde sich das Weitere geben. Und jetzt möchte er schlafen gehen. Man sehe sich ja auf dem verdammten Kahn früh genug wieder, da man wie Hunde in denselben engen Stall eingesperrt sei und sich nicht meiden könne, selbst wenn man gerne wollte. Sein Schweizer Landsmann Schmid oder wie er heisse, der Rothaarige sei übrigens ein Esel, trotzdem er im Spiel manchmal ein unverdientes, kleines Glück habe... Kleines Glück nur, grinste Prat, liess Peter unvermittelt stehen und stieg die enge, hell erleuchtete Treppe ins Schiffsinne hinab.

Peter wandte sich noch einmal nach dem Bug der „France“. Er spürte ein eigentümlich starkes Bedürfnis, einige tiefe Züge zu tun und seine Lungen mit frischer, salziger Luft zu füllen, als müsste er einen üblen Geruch, den Prat um sich

verbreitete, loswerden. Und doch hätte er nicht sagen können, dass das Parfum, das der Pole zu verwenden schien, übertrieben stark und widerlich riechen würde. Herbe Camelian... nannte es Prat.

Als der Vorhang zurückgehob, der die offene Kabinettüre vom schmalen Gang trennte, hörte er das sich überschneidende verschiedene schnelle Atmen der beiden Schlafenden: Grossvater Frei und Stanislaus Pratschinsky.

Am nächsten Morgen fand Trini, die wie üblich beizeiten ihren Liegestuhl nach einer geschützten Ecke schob, dichten Nebel über dem nassglänzenden Deck. Jetzt begriff sie den dumpfen Ruf, den sie beim Erwachen drunten in der Kabine vernommen hatte. Hier klang er laut, heiser, unheimlich. Das Schiff meldete sich, schöpfte kurz Atem und rief warnend von neuem sein dunkles Huhn! Trini schaute fröstelnd in die graue, dicke Luft hinaus. Nässe tropfte aus den Seilen und den Masten.

Unschlüssig blieb sie unter der Türe zum offenen Deck stehen. Der Luftzug blies kalt gegen ihre schmalen Körper. Plötzlich ertönte die freundliche Stimme eines Matrosen gerade neben ihr, so nahe, dass Trini ob der Begegnung aus dem Nichts zusammenschrak.

„Wir sind in der Nähe der Neufundlandbanke, Mademoiselle, hier gibt es fast immer Regen und Stürme. Der erste Wilkommensgruss Amerikas. Mademoiselle wird bedauern, dass die Fahrt bald überstanden ist.“

Trini zögerte: „bedauern...? Warum denn?“

Der sehnhige, von der Sonne gebräunte Bursche war soeben aus dem Mastkorb hinuntergestiegen über die lange, schwankende Strickleiter. Trini hatte bei gutem Wetter seiner halsbrecherischen Kletterei oft zugehört. Sie erkannte sein fröhliches, junges Gesicht wieder, dessen durchsichtig graue Bretonenaugen sie anzublitzten. Sie fragte ihn erstaunt, wie man, ohne etwas zu sehen, den Weg aus dem Mastkorb überhaupt zurückfinden vermöge? Das musste eine kitzlige Sache sein...

Er lachte mit seinem schmalen Mund, dass Trini die ganze Reihe der spitzen, kleinen, eng ineinandergeschobenen Zahnentdeckte: „allerdings eine kitzlige Sache! Ein Fehltritt und man bricht sich die Glieder auf dem tief unten liegenden Deck. Sollte das Schiff dazu noch tüchtig rollen, verschwindet man im Wasser, ein Frühstück für den hungrigen Haifisch...“

Als er sah, wie Trini erschrocken den

Kopf schüttelte, glänzten seine Spitzbubenaugen noch heller: „nur keine Angst, Mademoiselle, man kennt seinen Beruf. Man würde den Weg zum Mastkorb und zurück sogar bei Sturm mit geschlossenen Augen finden!“

„Oho...“ meinte Trini, die sich nicht verblüffen liess.

„Aber natürlich“, versicherte der Bursche mit dem ernstesten Gesicht. Dann eilte er über das nasse, glatte Deck, um in den, beim Bug vorne angebrachten Matrosenquartieren zu verschwinden.

Vor einem Dutzend Jahren war es als das Babeli von der Prada in die Stadt Babeli hatte acht Geschwister, und allen gab das kleine Paradies für die Arbeit noch Brod. Darin oben ging Babeli von zu Hause fort, obachon es ihm schwer fiel, das Haus mit der Arbeit zu verlassen, denn es hatte einen Schatz — den Poppa-Thephli. Die beiden hätten gerne je einen je lieber geheiratet, aber da hatten nichts hatte, waren sie vernünftig genug, mit dem Hochzeiten noch zu warten. Thephli hoffte, mit Hochzeiten und Hirten schön zu verdienen, und Babeli wollte sich in der Stadt als Aussteuer verdienen. Bis sie beide so weit waren, würde allerdings noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen.

Babeli war ihrer Herrschaft treue Magd. Sie war fleissig und morgens früh bis spät in die Nacht, Sie kochte, rüstete das Gemüse, spülte das Geschirr. Sie kochte die Böden, klopfte die Teppiche, räumte das Parkett, bis es glänzte wie ein Spiegel. Babeli rieb die Wäsche, wusch und scheuerte, und ihre Hände waren rau und rissig... „Rühr' mich nicht an“, meinte einmal die fünfjährige Hortense, die

und ihrer Herrschaft. „Du hast ja rauhe Hände.“

Babeli, das Kinder gar sehr liebte, waren diese Worte weh. Kamen denn die rauhen Hände nicht von ihrer Arbeit für die Metzgerleute? Waren rauhe Hände weis, abtossend? Waren rauhe Hände nicht vielmehr weis, das man achten sollte, auf die man stolz sein konnte? Babeli konnte es gar nicht verstehen, dass ihre vernünftigen Hände nicht lieblosend streichen sollten. Aber sie versuchte es nicht. Hortensens Freundschaft zu gewinnen, schon zwei Jahre war Babeli bei gleichem Herrschaft im Dienst. Hortense, das Kind, räumte, je älter sie wurde, um so mehr, das Näschen über die rauhen Hände der Magd. Nach sprach es oft sehr geringgeschätzt über die Dienstin. „Nur die rauhen Hände der Magd.“

Doch es kam die Zeit, wo die rauhe Hortense sich willig von Babeli, als sie an Gehirnhautentzündung erkrankte. Wieviel besser, Babeli wusste das die rauhen Hände der Magd die Schmerzen zu lindern als die gepflegten, aber

unerfahren ihrer Mama! Die siedernde Hortense wurde viel ruhiger, wenn Babelis Hände auf ihrer heissen Stirn lagen. Und als es mit dem Tod zu kämpfen gab, da wusste die Hand der Magd sich auch bittend im Gebet zu falten.

Hortense genas, aber sie blieb ein armes Ding, schwach am Körper, schwach am Geist. Die vornehmen Eltern schämten sich ihres schwachsinnigen, gebrechlichen Kindes, und sie überliessen es mehr und mehr dem Babeli.

Als der Poppa-Thephli eines schönen Tages sein Babeli besuchen kam, ihm erklärte, dass er sich nun genug Geld erspart habe für etwas Hausrat, Werkzeug und ein paar Geissen, und dass sie nun heiraten könnten, da erschrank sowohl Babeli wie dessen Herrschaft. „Was soll aus der armen Hortense werden?“, das war aller Sorge. Nach kurzem Besinnen wurde man einig, dass das schwache Kind zu den jungen Eheleuten in das Haus am Berg ziehen solle. Seither lebt Hortense in der Poppa. Sie wird dort wie ein Eigenes gehalten. Und Hortense scheute nie mehr Babelis rauhe Hände — sie fühlt nur noch deren gültiges Herz. M. Schwendener-Egli

Suschen ist allein zu Hause!

RAUHE HÄNDE — ein gültig' Herz



Schon ist's Mamy weg, und so will ich schnell Papi aufläuten



Hallo, Papi! Da ist Susi! Ja, ich bin allein!



Oha! der Papi schimpft mit mir, w ich alleine aufgelaetet habe



Schon ist er wieder gut, und sag mir, ich solle noch brä hüten, bis Mamma wieder kommt



Und ein Schokolädchen bekomme ich auch noch, das ist aber fein, ode Papi!

Unnützi Tüschig

Federico

Sanzi jst han i mi lästter wölle v'fischje. Öng beffer wölle is, als das i eizelt bi. So gmeint, i bruch ds Sänderfoto nume j'berfichje. Um wieder es widwidigis Angeli j'bi!

So ertödig a mjne Ehelider um g'riebe. Das me emet de ja e lei Dad dranne g'ien. Die grösste Glade berfische mit Ebeide. J der Steinig, das Petrus um uf da Eym göh!

Es bet mi begreiffich de j'uberfich luret. Won i se glich, das je früte nüt nigt. Ne nume troef hinger ihm Bart f'berfichret: „G'ich nid g'ich, bish hingerfer um no berfichret!“

J mjner Angli han i de wölle umg'ehere. Da riefst de mir frandli: „Nei, jes bish nume de. Bin konje im Dad da me v'berfich nüt befochte. Ganz luber ich ja no e lei Eizigje do!“